



Der Schriftsteller Raul Zelik kommt aus München, lebt in Berlin und schreibt über alle zwischen Surinam und der Türkei.

Foto: Marco Limberg / Xpress

Adieu, Tristesse

## Kartoffel unterwegs

Raul Zelik, der Autor von „Friss und stirb trotzdem“, reist in seinen neuen Texten an die Ränder der Gesellschaft

Wird er auf der Straße von Bekannten begrüßt und nach seinem Job gefragt, scheint ihn das unangenehm zu berühren. Fast so, als wäre ihm das ein bisschen peinlich: Schriftsteller zu sein. Wenn er an einem Nachmittag vor einem Café am Heinrichsplatz sitzt, begrüßt man schnell, was ihn mit Kreuzberg verbindet: ein Gefühl von Gemeinschaft. Alle paar Minuten schlendert ein türkischer Freund vorbei, doppeltes Küsschen auf die mehr oder weniger proletarischen, jedenfalls meist unrasierten Wangen, hallo sagen, wie geht's, Alter?

Raul Zelik ist Deutscher. Aber stolz ist er höchstens auf seinen Vornamen, den er sich selbst gegeben hat; und auf den Nachnamen, der geliehen ist von seiner Ex-Frau, einer türkischen Gemüsehändlerin. Widersprüche, die sich schwer auflösen lassen: Da möchte einer möglichst international sein, der doch seine Herkunft aus der Umgebung von München nicht verleugnen kann. Und da möchte einer am liebsten ganz anders sein als der Rest – das aber möglichst unauffällig.

Zelik, zu deutsch: Stahl, ist 33, trotz erster silbriger Haare wirkt er jugendlich. In Berlin lebt er seit dreizehn Jahren, wo er Politik studiert hat und nebenbei die sozialen Verhältnisse vor Ort. Schon als Junge, sagt er, wurde er von einer unbestimmten Sehnsucht getrieben, einer Sehnsucht nach Vagabundentum und ewiger Suche, danach, nicht nur die Welt, sondern auch sich selbst zu verändern. Und immer war da schon das Bild des Dichters in der Revolte – eines Künstlers also, der an die Gefährlichkeit seiner Ideen glaubt.

Das ist ungewöhnlich in der so genannten Popliteratur. Hier geben bislang Autoren den Ton an, deren Schriften oft genau so belanglos wirken wie die Etiketten ihrer Pullover, und die sich in ihren Texten dabei zuschauen, wie sie in der Wanne plätschern. Doch weil das so genannte Leben normalerweise außerhalb des Badezimmers statt findet, bildet ein Großteil der Popliteratur bestenfalls sich selbst ab. Zelik wählt einen anderen Weg. Statt mit seinem Spiegelbild zu kokettieren, öffnet er lieber Türen. Wo ist Heimat? Raus hier – Literatur als Fluchtweg, um die eigene Identität in Frage zu stellen und Grenzen zu erweitern.

Zelik, der jüngste von fünf Brüdern, hat mit siebzehn für ein Jahr der Schule den Rücken gekehrt. Er ist nach Nicaragua und Brasilien gereist, und später, in Kolumbien, hat er das Thema seines Lebens entdeckt: Menschen, die fliehen, weil in ihrer Heimat Armut herrscht oder Krieg, und weil es die Hoffnung gibt, dass es woanders besser sein könnte. Menschen, die sich politisch engagieren und dabei ihr Leben riskieren; weil sie auf der Abschussliste der Paramilitärs stehen, oder weil sie sich für den bewaffneten Widerstand entschieden haben.

In seinem Romandebüt „Friss und stirb trotzdem“, erschienen 1997, beschreibt Zelik in nüchterner Sprache den realen Fall einer Auseinandersetzung zwischen politisch aktiven Jugendlichen in Berlin, in deren Verlauf ein Nazi-Funktionär erstochen wird. Auch der zweite Roman „La Negra“ (beide Edition Nautilus), letztes Jahr veröffentlicht, handelt von einem authentischen, gewalttätigen

Konflikt. Eine Guerillaeinheit unternimmt den scheinbar selbstmörderischen Versuch, in der kolumbianischen Erdölstadt Barancabermeja eine von den Militärs scharf bewachte Raffinerie zu besetzen. Die Guerrilleros aber sind keine idealisierten Helden à la Ché, sondern ziemlich normale Leute, die über den Regen fluchen, unglücklich verliebt sind und manchmal einfach nur davon träumen, zuhause zu sein – und zu lesen.

Schreiben, sagt Zelik, bedeute für ihn Erfüllung. Trotz jahrelanger Erfahrung aber sei es auch harter Kampf. Er leide darunter, dass ein komplexer Text wie ein Roman niemals so werde, wie er ihn sich wirklich wünsche. Und Glücksmomente? „Schwer zu sagen. Das Buch ist endlich fertig. Man gibt es dem Verlag. Der Verlag lektoriert es. Dann hat man die Mühe mit dem Lektorat. Man ist nicht einverstanden. Man muss kämpfen. Man macht die Überarbeitung. Man geht selber noch mal auf Distanz. Und fängt an zu zweifeln. Dann erscheint das Buch. Dann zweifelt man, weil man nicht weiß, wie die Kritik darauf reagiert. Und was die Leser denken. Aber zu dem Zeitpunkt bin ich schon seit zwei Jahren woanders und arbeite an einer neuen Geschichte. Das ist das Mühselige: dass ein Roman so unglaublich lange nicht abgeschlossen ist.“

Vor kurzem kam das dritte Buch von Raul Zelik heraus, eine Sammlung von Erzählungen mit dem Titel „Grenzgängerbeatz“ (Assoziation A, Hamburg, 198 Seiten). Die Stories handeln von verzweifelten Schmugglern, türkischen Mädchenbanden, herzerreißend schmalbrüs-

tigen Schuldeneintreibern und einsamen Weltreisenden, die für einen Moment vergessen haben, warum sie überhaupt unterwegs sind.

Die Stimme, die sich hinter den Erzählungen verbirgt, schlägt sich auf die Seite der Verlierer – ganz gleich ob es sich um einen angehenden Zoowärter in Surinam oder einen ahnungslosen Polizisten in Berlin handelt. Und die Grenzen, um die es hier geht, sind schwer zu fassen. Es sind die meist unsichtbaren Grenzen zwischen Legalität und Illegalität, zwischen günstigen und verpassten Gelegenheiten, zwischen Alltags- und Traumbildern. Raul Zelik erzählt schnell und direkt. Sein Ton ist rau, flapsig, übermütig; der Stil weniger literarisch als cineastisch. Dabei unterlaufen ihm sprachliche Ungenauigkeiten, die manchem seiner Kollegen nicht passieren würden. Doch immerhin gelingt es ihm, das Spektrum der Gegenwartsliteratur um einen neuen Sound zu erweitern. Und wo die einen, sprachlich perfekt, um das Nichts kreisen, fängt er Geschichten über soziale Konflikte ein, die sonst kaum jemand erzählen würde. Mit etwas Glück könnte Zelik so etwas wie der Manu Chao der deutschen Popliteratur werden.

Doch vermutlich müsste er sich dazu ein anderes Image zulegen. Während sich die Popliteraten bevorzugt als Stars inszenieren lassen, zeigt der Umschlag von Zelik's neuem Buch eine Weltkarte, auf der der Atlantik von einer Kartoffel überdeckt wird. „In einigen Ländern“, sagt Zelik, „bezeichnet man die Deutschen abschätzig als Kartoffel. Das bin also ich auf Reisen.“ WOLFGANG FARK AS